

Es wirkt wie ein stilles Lied, wie leises ... auf der Geige, und läßt uns in's Weite träumen. Ich habe nie eine so nichts als musikalische Prosa gelesen.

Man möchte das erst nur für die persönliche Art des Autors nehmen, eben die Art einer sehr innerlichen, von der Form der Dinge weg ins Wesentliche gehenden, rhythmischen Natur. Aber da ist es wunderbar, daß eben jetzt sich noch ein anderer Autor meldet, der in einer anderen Erzählung ganz von der nämlichen musikalischen Art ist. Dieser Autor heißt Nicarda Buch, die Erzählung heißt „Erinnerungen von Rudolf Ursten dem Jüngeren.“*)

Sie erzählt die Wirrungen, die eine ungestüme und sündige Liebe über eine Hamburger Familie bringt und der Tod erst löst. Seltsam ist nun, wie der Leser ohne große Handlungen, ja ohne große Worte, indem die Sprache gefaßt und immer episch bleibt, unbeschreiblich aufgereggt, durch Angst, Zorn und Schmerz getrieben, im Innersten bewegt wird. Durch das Thema? Es ist alt und da es sehr langsam und unständig in Gang gebracht wird, höchstens stiller Betrachtungen fähig. Durch die Form? Es ließe sich leicht eine glücklichere Behandlung denken und der breite, gestiffentlich pedantische, oft gewaltsam goetheisierende Stil müßte eher beruhigen und dämpfen. Also wie? Man kann es nicht sagen. Es ist wieder ganz die Wirkung der Musik, wo man auch nicht weiß, warum sie denn traurig oder heiter ist, als weil sie eben unerklärlich traurig oder heiter macht. Man wird von Accorden unaufhaltsam in Stimmungen gezogen.

So wird die Meinung vernehmlich, daß diese musikalische Weise nicht etwa nur die persönliche Art eines Dichters, sondern ein wesentlicher Trieb der Dichtung sein möchte, der vielleicht wachsen und noch mancher Reichen formen wird. Während die romantische Lösung Farbe, die naturalistische Lösung Zeichnung war, rufen die jungen Franzosen heute nach Musik. Wie Harfen im Winde wollen sie sein. Man denke an Verlaine, Rodenbach oder Maeterlinck. Vielleicht sind das die ersten Voten, daß die Deutschen ihnen jetzt folgen werden.

Hermann Vahr.

Nur Ästhetik des Meeres.

Ein Octoberbrief aus Syll.

(Schluß.)

Aber nicht bloß Thatendrang, nicht bloß Kampf deuten uns die Wogen an, sondern sie spiegeln unser Inneres, unser Seelenleben wieder.

Was ist dies anderes, als ein Auf- und Niedervogeln der Empfindungen? Wir können das Geistige nur sinnlich deuten, und es ist charakteristisch, die Metapher bietet uns die Welle: *καταβαστα* braucht der Grieche, fluctuare der Römer von dem unruhvoll bewegten Herzen.

Und warum wird man es nicht satt, stundenlang dem Wellenspiele, dieser ewigen Bewegung zuzuschauen? Weil diese uns das eigene Innere mit dem Hin- und Herfluten des Denkens und Wollens und Fühlens wieder spiegelt. Wir fühlen uns dem Meere grundverwandt.

„Das Meer ist meine Seele“, sagt der Dichter. Was ist Subject. Was Prädicat in diesem Satz? Wir können es brechen, wie wir wollen. Beides hat einen tiefen Sinn.

Wie sie remen und jagen und haschen und trippeln und hüpfen die zerfließenden Wellchen der gebrochenen Woge! Wie die Gedanken sich überstürzen und überhaften, wenn eine siegreiche, fruchtbare Idee unser Hirn durchblüht hat! Und wie unsere Gefühle einander drängen und sich bestürmen, wenn unser Herz eine große Leidenschaft gefaßt hat!

Wenn du am Meer in einer Sommernacht gestanden und plötzlich sahst, aus dem feuchten stillen Grunde das weiche wunderbare Leuchten sich emporthoben, jede Kräuflerwelle stimmern in silbernem Funkenlanz, da überkam es dich wohl, als ob das Tiefverborgene seine Seele entschleierte. „Ja, der Weltenseele Augen schau'n mich an mit wilder Glut. Und aus ihren Tiefen saugen meine Adern neues Blut. Armes Herz, hör' auf zu klagen! Leuchtet selbst des Meeres Schoß, mag es plötzlich einmal tagen auch im dunklen Menschenloos. Wart' nur ab die warme Stunde, wo der Geist zum Geiste spricht; und aus nächstlich finst'rem Grunde strahlt ein ungeahntes Licht.“

Die großen Dichter aller Zeiten haben für das Innenleben des menschlichen Herzens Gegenbilder in den Erscheinungen des Meeres gefunden, und umgekehrt die Vorgänge in diesem seelisch gedeutet.

Schon Homer verSIMBILDT die Sorge und Angst der Griechen durch das Gleichnis:

Wie zween Wind' aufregen des Meeres fischwimmelnde Fluten,
Nord und saufender West, die beid' aus Thralia herwehn,
Kommend in schleuniger Mut, und sogleich nun dunkle Wollung
Hoch sich erhebt, und sie häufig an's Land ausschütten das Meergras.
Also zerriss Unruhe das Herz der edlen Achäer.

Aeneas vergleicht den von Parteikämpfen zerrütteten Staat einem ledern, auf windgepeitschtem Meere dahinfahrendem Schiffe, und Simonides läßt die Danae, die auf schwanem Kahn saumt ihrem kleinen Kinde ausgefetzt ist und nun dahintreibt auf den Wellen, den friedlichen Schlummer des Knaben in Contrast setzen mit dem wilden Meer und mit hochpoetischer Metapher beten: „Schlafe, mein Kind, o schlafe du See, schlafe mein unermessliches Weh!“

*) Bei Wilhelm Herz in Berlin.

Im Äschyleischen Prometheus fühlt selbst die Natur Mitleid: „Klagend rauscht der weiten See Bogenschlag, die Tiefe seufzt.“ Und den Sohn Thebes treibt bei Sophokles des Lebens vielfältige Noth, wie man in Weiten des Meeres im Borras-Sturm Wogen an Wogen sich drängend, kommend und gehend erblickt; auf ihn stürmen hochher brandend in stetem Wuthgrimme die nimmer ruhenden Leiden.

Auch bei Euripides ist das Meer mit seinen Wellen und Stürmen ein Abbild des ewigen Wechsel unterworfenen menschlichen Daseins. Wie das wilde Meer tobt die Leidenschaft, wie Meeressturm packt der Zorn den Menschen, wie Wogendrang das Unglück, die Flut der Leiden.

Im Hellenismus prägt sich der Sinn für das Idyllische, Friedliche auch darin aus, daß das Meer besonders in seiner Regungslosigkeit geschildert wird; die Romantik des wilderregten Meeres wird schon aus Furcht gemieden. So singt Moschos:

Wallet das blaue Meer von dem kräuselnden Wehen des Westwinds,
Regt sich mir süße Begier in dem schilftrernen Herzen; das Festland
Ist nicht länger mir lieb; mehr lockt mich das heit're Gewässer,
Aber sobald aufbraust die dunkelnde Tief' und das Meer sich
Schaum aufwerfend erhebt und die tobenden Wogen sich strecken,
Schau' ich nach Ufer und Klüften zurück und entlicke der Salzkut.
Schlimm ist wahrlich des Fischers Geschick. Sein Haus ist der Kahn ihm;
Möge mich immer der Schlummer so süß in des Platanes Laubdach,
Immer des Bergquells Rauschen erknen' in der Nähe des Lagers,
Der süß murmelnd ergötzt, den Entschlummerten aber nicht auffrecht.

Namentlich das Liebesleben wird von den hellenistischen Dichtern und daher auch von den römischen Elegikern eine Meerfahrt genannt, bei der Aphrodite die Schiffspatronin und Eros der Lenker des Schiffes ist, mit den Händen haltend das Steuerruder der Seele, und die Wellen erregt die stürmische Sehnsucht. So ruft Meleager: „Das Meer der Liebe hegt nur bitt're Wogen, der Sturm der Eifersucht braust fort und fort, und schon kommt ein Orkan heraufgezogen, das Schiff ist ohne Steuer, fern der Port. Und doch soll ich dem Meer der Liebe trauen? Weh' ich nochmals der Scylla Strudel schauen?“

Von den zahllosen Meeres-Gleichnissen in der römischen Dichtung sei nur das schöne Ovidische erwähnt:

Es gehen die Jahre nach Art des fließenden Wassers,
Eilet die Welle dahin, so ruffst du nimmer sie wieder,
Eilet die Stunde dahin, lehrt sie dir nimmer zurück.

Dies gilt vom Strom wie vom Meer.

Und mit welcher empfindungsfeligen Vorliebe man in der Kaiserzeit das Meer suchte, ist bekannt; man lese nur des jüngeren Plinius Briefe, und Statius preist die Villa des Pollius Felix bei Sorrent besonders wegen der wunderbaren Ruhe des Meeres: „Hier legen ermüdet die Wellen ihre Wuth ab und hauchen milder die Südwinde.“

Auch die Römer empfanden es in ihren hart aus Meer oder ins Meer hineingebauten Villen, wie das Wellenrauschen und Windeswehen uns träumen macht.

Erst in der italienischen Renaissance erstand wieder ein so feines und tiefes Empfinden für des Meeres erhabene Schönheit. Man spürt, was befeelende, symbolische Naturbetrachtung heißt, in der Schilderung, die uns Aene Silvio (Papst Pius II. Piccolomini), in seinen „Denkwürdigkeiten“ von einem Meeressturm bei Ostia gibt: „In der Nacht begann das Meer, das schon an den vorausgehenden Tagen immer unruhig und unbefahrbar gewesen war, weit über Gewohnheit aufgereggt zu werden; ein heftiger Orkan bricht los, der Südwind rührt aus den Tiefen des Meeres die Wasser auf, ungeheure Wogen peitschen die Ufer, man konnte hören, wie das Meer gleichsam ächzte und heulte; die Winde rasen gegeneinander, bald siegt der eine, bald flieht er; Wälder und alles, was sich ihnen entgegenstellt, werfen sie nieder, der Aether leuchtet in häufigen Feuerstrahlen, der Himmel dröhnt von Donner.“ u. s. f. Aehnliche Schilderungen finden wir im Tagebuche des Columbus. Herrliche Meeresbilder entrollt uns Camoens in seinen Lusluden. Doch in keiner Literatur der Welt spielt das Meer eine so hervorragende Rolle wie in der englischen. Hier blühen die Seenovellen und Seeromane, von Tobias Smollett an bis auf die Gegenwart. Zahllos sind die Gleichnisse, welche die Dichter von Chaucer, Spenser, Shakespeare u. a. bis auf Tennyson dem Meere entlehnen. Das Geheimnisvolle, das in der unbändigen und schonungslosen Wildheit der See liegt, das Einbild unabänderlicher Nothwendigkeit zc. zc. wird klar ausgeprägt. Wordsworth liebt besonders die friedliche Stille des klaren Meerespiegels als ein Symbol der Reinheit. Byron sieht im Meer vor allem die Leidenschaft und die hehre Majestät. Das Meer war seine Liebe, wie die Freiheit. Er belauscht es in allen seinen Stimmungen, doch die des unbändigen Troges sagt seinem eigenen Titanensinne am meisten zu. Mit starkem Arm die Flut zu theilen, ist ihm Wollust, da fühlt er sich als ein Theil der Allnatur und das Meer als ein Theil seines Ichs. Wie schwelgt Child Harold in der Majestät, in der von Menschenhand unberührten Einseitigkeit des Meeres! Es ist ihm ein Thron des Ewigen, wie die Alpen-gletscher. Auch für Shelley bot das Meer die herrlichsten, reinsten, erhabensten Genüsse; nichts liebte er mehr, als im Boot auf der See zu treiben, sich wiegen zu lassen — und so sank er in des Meeres Armen in den Tod. Das Meer ist auch ihm ein seelenverwandtes Wesen. Die Wellen sind ihm ein müder Arbeiter, der nach vollbrachtem Tagewerk ans Ufer springt; die See schläft in traumlosem Schlummer wie ein gewiegtes Kind; die Welle läuft mit silbernem Fuß über den Strand, oder sie klopft im Sturm wie die Schlangen in den Klauen eines